

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 116. Bromberg, den 25. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(48. Fortsetzung.) ——

Vierter Teil.

1.

Tage und Nächte währte es, bis man Dag im Walde fand; und als er auf den Hof kam, war der Vater tot.

Dag blieb in der Schlafkammer allein, in der sein Vater aufgebahrt lag. Später erfuhr er von Jungfer Kruse, daß Fräulein Ramer dagewesen war, daß man Kaufmann Holder, Adelheids Verwandte und andere benachrichtigt habe, und daß alle Vorbereitungen für die Beerdigung im Gange seien. Jungfer Kruse sah eine Träne in seinen starren Augen blinken, als er sich umdrehte und zum Küchenhaus ging. Dort hielt er sich die Tage vor dem Begräbnis auf und kam zu den Mahlzeiten nicht herüber. Man sah keine Träne mehr bei ihm, aber es lag etwas jungenhaft Ratloses in seinem Blick, als begriffe er es nicht; er blieb jeden Tag lange beim Vater und jemand behauptete, er habe die ganze letzte Nacht dort gesessen — im Dunkeln.

Den auswärtigen Gästen trat er völlig geistesabwesend entgegen, er begrüßte sie mit einem Händedruck und ein paar Worten, aber sein Blick ging dabei ins Leere. Fräulein Ramer mußte die Wirtspflichten übernehmen; denn auch Adelheid war wie verstört. Sie weinte fast immer still vor sich hin, und ihr Gesicht war zur Maske erstarrt, wenn sie sich zeigen mußte. Grade, daß sie Dag im Vorbeigehen stammelnd den letzten Gruß seines Vaters ausrichten konnte.

Als alles vorüber und die Gäste fort waren, zog Dag in den Wald, kam aber gegen alle Gewohnheit noch am gleichen Tag wieder heim. Er siedelte dann ganz ins Küchenhaus über und hielt sich auch tagsüber meist dort auf. Nur bei Tagesgrauen und in der Abenddämmerung konnte man ihm draußen begegnen; und wenn man ihn unvermutet traf, machte er den Eindruck eines Irrsinnigen. Figur und Haltung waren die eines alten Mannes und erinnerten auffallend an Vater Dag. Mit Adelheid war es nicht besser, sie zeigte sich selten, und dann verweint und verzweifelt.

Syver Hintenauf und Jungfer Kruse erledigten das Notwendige, und äußerlich ging alles seinen geregelten Gang, aber von Dag und Adelheid strahlte die ratlose Verzweiflung über den ganzen Hof und alles Volk in Siedlung und Wald aus, ja, bis zu den Vielen im offenen Land, über die Vater Dag seine Hand gehalten hatte. Irgendetwas mußte kommen, nun, da er fort war — irgendein Unheil für alle . . .

Mit diesem Gefühl verquickte sich Sorge um das, wovon die Leute alltäglich reden: von jämmerlichen Getreidepreisen, von schlechtem Absatz für Bauholz; und aus den Städten kamen erschreckende Nachrichten von Zusammenbrüchen auch der größten Kaufhäuser, des einen nach dem anderen.

Auch dieses Jahr wurde Weihnachten gefeiert. Jungfer Kruse hatte ihre Pflicht getan. Der Weihnachtstisch im Saal war gedeckt wie alle Jahre — sämtliche Hofleute bis zum ältesten Austrägler kamen hereingestapft, drückten sich im Halbdunkel an den Wänden entlang und betrachteten den langen Tisch, auf dem jedesmal, wenn jemand zur Tür hereinkam, die Lichter flackerten. Sie spiegelten sich schwankend in den Scheiben und warfen huschende Schatten über den reichbesetzten Tisch.

Es ging ein hörbares Aufatmen durch die Versammelten, als Adelheid eintrat, bleich und starr, wie stets in der letzten Zeit. Sie nickte ausdruckslos wie im Schlaf nach beiden Seiten und blickte geistesabwesend über die Tafel hin. — Alles war wie jede Weihnachten, auch die alte Bibel lag aufgeschlagen vor den Dreikönigslichtern mitten auf dem Tisch an Dags Platz.

Da sah sie entsetzt Vater Dags und Mutter Thereses große Sessel aus der Wohnstube hier stehen. Bisher hatte Thereses Sessel noch nie am Weihnachtstisch gestanden. Weshalb dann heute?

Hinter ihr ging die Tür, Tante Eleonore trat ein. Da begriff Adelheid, wie es sich mit dem Sessel verhielt. Ihre Tante war kurz vor dem Fest hiergewesen und hatte damals etwas mit Jungfer Kruse besprochen. Aber — es durchfröstelte sie — würde Dag kommen, würde er sich in seines Vaters Sessel setzen? Und konnte — konnte er es über sich gewinnen, den Bibeltext zu verlesen?

Ohne deutlich zum Ausdruck zu kommen, machte sich eine wachsende Unruhe durch den ganzen Saal geltend. Adelheid fühlte das scharfe Auge ihrer Tante auf sich ruhen, sie aber hielt den Blick fest auf den Tisch geheftet.

Aller Augen waren auf Adelheid gerichtet. Sie spürte es, vermochte sich aber nicht zu rühren. War es Einbildung oder Wirklichkeit? Die Unruhe im Saal schien allmählich einer lautlosen unerträglichen Spannung zu weichen. Sie — und wohl alle — hörten die Haustür gehen, hörten sie sich wieder schließen und Schritte näher kommen, hörten das befreiende, feste Aufklinken der Innentür zum Saal, und alles atmete auf, als Dag eintrat und die Tür hinter sich schloß.

Adelheid warf einen raschen Blick auf ihn, als er an ihr vorbei kam. In seinen Augen lag ein gehetzter Ausdruck, wie nach einem verzweifelten Kampf, aber seine Wangenfalte verriet harte Entschlossenheit. Ohne zu zögern, schritt er zu Vater Dags Sessel hin.

Aus allen Ecken traten sie jetzt erleichtert an den Tisch, vorsichtiger, schüchterner als sonst, aber sie kamen doch zum Sitzen. Adelheid ließ sich in Mutter Thereses Sessel nieder, doch kam sie sich vor, als sei es gar nicht sie. Wie oft hatte sie in der Wohnstube darin gesessen, aber hier am Weihnachtstisch dünkte er sie ein ganz anderer Stuhl . . . Sie blickte nach dem Bild von Dags tüchtiger Mutter hinüber, aber es war nur ein heller Fleck im Dunkel. Sie streifte Dag mit einem langen Blick und bemerkte, daß seine Hände unterm Tisch zitterten.

Er fing an, den Weihnachtstext zu lesen . . . fing noch einmal an, tastend erst, dann sicherer und lauter, versprach sich . . . hielt inne . . . begann wieder ganz von vorn, verhedderte sich wieder und schlug sich doch allmählich bis zum Schluß durch.

Ein Seufzer der Erleichterung ging durch den Saal, als es glücklich vorüber war. Adelheid hielt lange den Kopf gebeugt und die Augen fest geschlossen. Sie hatte eine der peinlichsten Stunden ihres Lebens hinter sich.

Die Angst liegt stets im Menschen auf der Lauer, und sie wuchs und schwoll im Dunkel des Winters um die Häuser, überall im sicheren Bereich Vater Dags. Fiel etwas vor, so wußte niemand, an wen man sich wenden sollte; denn an Dag in seiner augenblicklichen Verfassung dachte keiner, und Adelheids Unnahbarkeit blieb ein unübersteigliches Hindernis.

Im späten Winter begann Dag zu den Mahlzeiten in der Wohnstube zu erscheinen. Wie Jungen nun einmal sind, waren die seinen zu ihm ins Küchenhaus gedrungen und hinter ihm her wie Hunde gewesen. Jugend zündet, und — Dag war wohl nicht ganz unempfänglich. So hatte er sich ihrem wilden Drängen gefügt und sich einmal in Vater Dags Sessel gesetzt, um mit ihnen zu frühstücken. Seitdem mußte er es jeden Tag tun. Die Buben holten ihn jeden Morgen ab und wollten nicht frühstücken, bevor er kam.

Keine Macht der Welt hätte die Kinder dazu vermocht, den Vater nach dieser Morgenstunde wieder loszulassen. Dag machte wohl fühlen, wohin dies führen mußte; denn eines Morgens war die Tür zum Küchenheaus verriegelt, und als sie dagegen hämmerten, rief er barsch, er wolle seine Ruhe haben, sie sollten mit der Mutter frühstücken. Als sie immer nur weiter hämmerten, trat er dicht an die Tür und rief mit der Stimme, vor der sich selbst die abgebrühtesten Leute im Wald duckten, sie sollten augenblicklich gehorchen, sonst setze es ernstlich Hiebe. Es wurde plötzlich still an der Tür, Dag zog sich für den Wald an, nahm Büchse und Skier, um den Jungen und dem gefährlichen Drang seines Innern für ein paar Tage zu entgehen und sich erst zu bedenken.

Als er aber die Tür aufmachte, saßen die Buben dicht aneinander gedrückt, vor Kälte zitternd, auf der Schwelle wie Hunde.

„Daß ihr auch keinen Verstand annehmt", sagte er ratlos und — erschrocken. Er mußte Büchse und Skier wieder hineinbringen und mit den Jungen in die Wohnstube gehen, um sie unter Dach zu bekommen.

Auf die Art hatten sie den Vater wieder ans Haus gewöhnt, und schließlich brachten sie ihn auch dazu, abends vorm Schlafengehen mit ihnen in der Diele vorm Kamin zu sitzen. Einmal ging er sogar so weit, daß er ihnen etwas vom Spuk im Walde erzählte, und damit hatte er verspielt; Er versuchte noch ein paarmal, sie abzuschütteln, das einemal mit strengen Worten, das zweitemal mit einem tüchtigen Klaps aufs Hinterteil, und kriegte sie damit auch die Treppe hinauf. Aber beide Male hörte er sie dann noch eine ganze Weile in ihrer Stube weinen, und das ertrug er nicht.

Das Ende war, daß sie jeden Abend ihren Willen bekamen, aber sie kannten auch die Grenzen seiner Geduld und tappten gehorsam die Treppe hinauf, wenn die Geschichte aus war.

Was kein Mensch fertig bekommen hatte, das bekamen die kleinen Burschen fertig, sie brachten Dag dazu, wieder im Hause zu bleiben, und er hielt schließlich die Mahlzeiten in und saß manchmal mit am Kamin in der Diele.

Auf diese Weise sah er auch zuweilen, wie Leute aus der Gegend mit Adelheid redeten, ihr Geld und Zins in die Schreibstube brachten. Beim erstenmal fuhr es wie ein scharfer Blitz durch seinen Blick; beim zweitenmal hatte er am Kamin gesessen, ins Feuer geblickt und sich immer wieder übers Haar gestrichen, als überlege er etwas.

2.

An einem hellen Wintertag saß Adelheid in der Schreibstube über den Büchern. Die Sonne schien vor ihr auf den Tisch, hinter ihr sauste das Feuer im Kamin. Da ging die Haustür, und Dag kam herein. Sie erwartete, daß er wie gewöhnlich zurückfahren würde; er aber schloß die Tür leise und trat zum Tisch. Er sah nicht sie, nur die Bücher.

„Ich könnte das am Ende selber tun, was hier zu tun ist", sagte er ungewöhnlich kalt. Adelheid war in letzter Zeit etwas aufgelebt in dem Gefühl, hier etwas leisten zu können, und hatte nie vermutet, daß Dag etwas von Geschäften verstünde. Sie legte die Feder hin, stand ruhig auf und ging hinaus — ohne ein Wort. Wieder sah sie den verbitterten Zug bei ihm, wie früher zuweilen, wenn er sie im Gespräch mit dem Vater fand.

Es war also ganz aus zwischen ihnen beiden.

Dag verlor seine trotzige Haltung, während er unentschlossen mit den Fingern am Tisch spielte, ließ sich dann im Sessel nieder und brütete lange vor sich hin. Doch dann reckte er sich plötzlich, als wolle er alle Bedenken abschütteln. Eine Weile blätterte er in den Büchern; die Zahlen mußten ihn wohl fesseln; denn sein Blick wurde lebhafter, die zusammengezogenen Brauen beschatteten die Augen, aber aus dem Schatten funkelte es lebendig. Er glich jetzt stark jenem Mann, der in Hauptmann Klinges Tagen über den Büchern gesessen hatte — seinem Vater in der harten, gnadenlosen Zeit.

Aber die Härte wich bald wieder weicheren Zügen. Klinges Handschrift mochte Erinnerungen in ihm wecken. Er hatte als junger Mensch manches Mal hier bei ihm gesessen. Klinge hatte ihm erklärt, wo man die Zinsen eintragen und die Abzahlungen buchen müßte, und alles übrige, umständlich und geduldig — einmal und öfters. Dag hatte zwar nicht viel Sinn dafür gehabt, aber Zahlen sind Zahlen, und wenn sie Geld bedeuten, ist es eine merkwürdige Sache mit ihnen; und jetzt gehörten ja Bücher wie Gelder ihm.

Er richtete sich von den Blättern auf, um bald wieder scharf, doch freundlicher auf sie hinunterzublicken, packte dann alles gleichgültig zusammen, warf es in den Schrank und verschloß ihn.

Etwa eine Woche später erschien ein Mann auf dem Hof, ein Schlaukopf mit treuherziger Miene. Er wollte Geld bringen, und Dag ging mit ihm in die Schreibstube. Es handelte sich um Zinsen, Dag nahm das Geld in Empfang und buchte es. Eine Abzahlung des Darlehens habe der Alte ihm erlassen. Erst als der Mann fort war, fiel es Dag ein, in den Keller zu steigen und den Pfandbrief nachzuprüfen. Er suchte ihn heraus — nichts von einem Erlaß; und alle anderen Bedingungen waren genauestens verzeichnet. Dag strich sich nachdenklich und leicht betreten über die Backe, als er das Papier wieder wegschloß.

Im Lauf des Frühjahrs und Sommers beobachtete Dag noch andere Anzeichen davon, daß man ihn nicht für voll nahm. Da begann er sich wieder in den Wald zurückzuziehen, wo man ihn kannte und achtete. Lange Zeit betrat er die Schreibstube nur noch, wenn es etwas zu buchen gab.

Dann schien er gerade dieses Zimmer und überhaupt alles zu scheuen, was die Wirtschaft des Hofes anging. Zu anderen Zeiten vergrub er sich in der Schreibstube in Dokumenten und Schreibereien; er sprach auch auf dem Hof mit Syver Hintenauf und anderen, bald barsch und schroff, bald wieder unsicher.

Es gab eine schlechte Ernte und daher Elend in Stadt und Land, Unsicherheit und Angst.

In der Siedlung schrien die Eulen und anderes Unzeug, und selbst die Laute im Wald erklangen anders als sonst — wie Seufzen und Klagen im Abenddunkel. Die Menschen gingen stiller umher und horchten aufmerksamer vor sich hin und — hörten allerlei.

Und dann kam es heraus, daß zwei zugleich „ihn" gesehen hatten, da mußte es ja stimmen. Eines Abends, als finsteres Gewölk schwer über den Wäldern hing, hatte man ihn im Dunkeln von den Weideplätzen her über den Hof kommen und durch die Laube zur Diele gehen sehen — durch die geschlossene Tür! Niemand nannte einen Namen, jeder wußte, wer da im Grab keine Ruhe fand, weil nach seinem Tode alles außer Rand und Band geriet.

Draußen im offenen Lande hörte man unversehens Hufschlag, spät abends und auch um Mitternacht, und jemand hatte ihn sogar gesehen. Das schwarze Pferd mit seinem schweren ausgreifenden Trab und ihn selber im Wagen, wuchtig und sicher wie in allen, allen den Jahren . . .

Per Langmo stand in der Dämmerung vor seinem Stall und verfolgte die Krümmungen des Weges. Leichter Nebel zog vorm Abendwind über den Weg und das Gebüsch am Graben. Er hätte schon vor einer Woche zur Abrechnung heraufgemußt. Er wollte für diesmal um den Erlaß der halben Zinsen bitten, wegen der mageren Ernte und der

schlechten Preise; aber dann war ein Tag darüber hingegangen und noch einer und eine ganze Woche, und er hatte das Geld, das er im ganzen Jahre zusammengekratzt hatte, für andere Dinge verbraucht. Aber der „Junge dort oben" war ja kein Kerl nach allem, was man hörte, da konnte man schon wagen, es anstehen zu lassen bis zum nächsten Termin. Nur was er von den Fahrten des Alten gehört hatte, war ihm unbehaglich. Es war so eine Sache, im Rückstand zu sein, wenn „er" wirklich umging.

Per wendete sich dem Hofplatz zu. Mit dem ruhigen Schlaf war es vorbei, wenn — die Gerüchte stimmten.

Da zuckte er zusammen — hörte man nicht schon fern im Norden Hufschlag, und klapperte er nicht ganz im gewohnten Takt? Er schwankte ratlos — war es besser, sich hineinzumachen oder stehenzubleiben, um Gnade zu bitten, ehrlich seine Säumnis einzugestehen? Nein, daß doch gerade ihm etwas so Schauderhaftes passieren mußte! An dem Hufschlag war nicht mehr zu zweifeln, er dröhnte, daß der Boden wankte, und dort — Per fuhr zwei Schritte zurück —, dort durch die Lücke im Gebüsch sah er das Pferd angefegt kommen, daß der Nebel nur so wirbelte. Nein — ach nein, was sollte man anfangen bei einem solchen Graus aus der Ewigkeit, wenn es so um einen stand! Das Herz fiel ihm in die Hosen und er zitterte, daß seine Zähne klapperten.

Er war gänzlich von Sinn und Verstand, als das Pferd seinen Gang mäßigte, in den Hof einbog und gerade auf ihn zukam. Er drückte sich mehr tot als lebendig soweit wie möglich beiseite, als Pferd und Wagen scharf vor ihm anhielten. Es dauerte eine Weile, bis Per begriff, daß er einen lebendigen Gaul und einen lebendigen Mann vor sich sah. Längst nachdem die Erscheinung wieder aus dem Hof hinaus und auf dem Weg nach Norden war, stand er noch immer wie angewurzelt auf demselben Fleck.

Es war also „der Junge" — und der glich seinem Vater in dessen schlimmer Zeit so sehr, daß es zum Erschrecken war; und alles, was er sagte, war: „Du bist deinen Verpflichtungen nicht nachgekommen. Ich gebe dir eine Woche Zeit, die Sache in Ordnung zu bringen." Und fort war er.

Eine Woche Zeit; verdammt. Das hieß also, von morgen früh an überall anzuklopfen, wo er Verwandtschaft hatte, und zu bitten und zu betteln. Denn jetzt durfte er mit keinem Schilling zu wenig kommen, und auf den Tag mußte es auch sein, denn sonst hieß es: halsüberkopf vom Hof, wie in der harten Zeit des Alten. Auch davon hatte er genug gehört.

Daß sich die Menschen aber auch so unglaublich täuschen konnten. Da hatte er nun bald da, bald dort gehört, „der Junge" sei verrückt seit seinem Unfall am Totenberg, und nun war er ganz wie der Alte — im Aussehen — und in Worten.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Zeilen Goethe.

Skizze von Peter Steffan.

Doktor Frey blieb stehen und sah auf die Armbanduhr: beinahe Mitternacht. Einen Augenblick stand er regungslos. Man müßte nach Hause gehen und schlafen, dachte er mechanisch. Dann nahm er die unterbrochene Wanderung wieder auf, immer zwanzig Schritte hin, zwanzig zurück. In dem großen Raum des Laboratoriums hallten die Schritte seltsam laut und hohl. Der Raum lag im Halbdunkel, nur die Lampe drüben, wo das Mikroskop stand, warf einen hellen, begrenzten Lichtschein auf die Tischplatte.

Vier Jahre, dachte er, vier Jahre Arbeit. Aber sein Geist, überreizt und erschöpft von der Anspannung der vergangenen Wochen, nahm den Sinn der Worte nicht mehr recht auf. Er hatte die letzten acht Tage kaum geschlafen.

Draußen kamen schwere Schritte den Gang entlang und hielten vor der Tür. Es klopft.

„Ja", sagte Frey, „kommen Sie nur 'rein, Huber."

Der Hausmeister trat ein und blieb unschlüssig an der Tür stehen. „Brauchen Sie noch etwas, Herr Doktor?" fragte er.

„Nein, danke, ich brauche nichts mehr."

„Dann geh' ich jetzt ins Bett."

„Ja, es ist auch beinahe zwölf. Ich habe ja die Schlüssel."

Der Hausmeister blieb noch stehen.

„Ich meine", sagte der andere unbeholfen, „Sie sollten auch heimgehen, Herr Doktor. Immer die Nachtarbeit — man muß doch auch schlafen . . ."

Frey fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ja, ich geh' dann nachher auch heim", erwiderte er, „gehen Sie jetzt nur ins Bett. Gute Nacht, mein Lieber!"

„Gute Nacht, Herr Doktor!" Der Hausmeister drehte sich zögernd um und ging hinaus. Seine Schritte entfernten sich den Gang hinunter. Dann war es wieder ganz still. Doktor Frey nahm seine Wanderung wieder auf. Eine Turmuhr in der Nähe schlug Mitternacht.

Nach einer Weile ging er zu dem Tisch mit dem Mikroskop hinüber. Er stellte die Lampe so ein, daß das Licht voll auf den Spiegel des Instruments fiel. Eine Minute lang stand er über das Mikroskop gebeugt und schaute auf den winzigen Ausschnitt, den das Instrument vielfach vergrößert in leuchtender Klarheit zeigte. Das war nun das Ergebnis von vier Jahren Arbeit! Er richtete sich auf und bedeckte die brennenden Augen mit der Hand. In ruheloser Hast ließ sein Geist Formel um Formel vorbeiwiehen, suchte nach einer Fehlerquelle. Er fand nichts. Der Weg war falsch gewesen, der ganze Weg der vier Jahre. Er war einem Trugbild nachgelaufen.

Frey nahm die Hand von den Augen und schaute eine Zeitlang entschlußlos in das schmerzende Licht der Lampe. Dann stellte er das Instrument in den Kasten zurück, sammelte die engbeschriebenen Blätter, die den Tisch bedeckten, und verschloß sie in der Schublade. Er ging hinüber, wusch sich langsam und gründlich die Hände, zog den Arbeitsmantel aus und hängte ihn an den Nagel neben dem Waschbecken. Er schaltete das große Licht ein, nahm seine Mappe und löschte die Tischlampe. Der Raum, in dem er Tag für Tag gearbeitet hatte, erschien ihm plötzlich sonderbar fremd.

Er wandte sich, drehte das Licht aus und ging hinaus. Als er den Schlüssel im Schloß drehte, kam ihm das wie eine endgültige Handlung vor, von der es kein Zurück mehr gab. Mit raschen Schritten ging er hinunter und verließ das Institut.

Als er nach Hause kam, war es eben ein Uhr. Es fiel ihm ein, als er den Mantel auszog, daß er früh um acht Uhr eine Vorlesung zu halten hatte. Sieben Stunden bis dahin. Er nahm das Schächtelchen mit dem Schlafmittel aus der Schublade und goß sich ein Glas Wasser ein. Seit Wochen konnte er ohne Präparat nicht einschlafen. Er warf die Tabletten ins Wasser und beobachtete, wie sie sich langsam auflösten. Ein unsagbares Gefühl von Müdigkeit und Leere erfaßte ihn. Morgen wieder aufstehen, Vorlesung halten, all die kleinen Dinge des täglichen Lebens tun: das erschien ihm auf einmal wie eine unüberwindliche Aufgabe. Er sah auf das Schächtelchen mit den Tabletten neben dem Glas. Es brauchte nur ein paar Handbewegungen, und alles war zu Ende, es gab keine Pflicht mehr und keine Verzweiflung, nur Ruhe, Schlafen, Ausgelöschtsein.

Mit einem Ruck machte er sich davon los. Aber der Gedanke kam zurück. Frey ging unruhig im Zimmer auf und ab und versuchte, sich Rechenschaft abzulegen. Zweiunddreißig Jahre alt war er nun und immer noch ein unbekannter Dozent der Chemie an einer kleineren Universität. Die Arbeit der letzten vier Jahre verschwendet, das Experiment, dessen Gelingen ihn mit einem Schlage in die vordere Reihe der Gelehrten gestellt hätte, fehlgeschlagen. Aber nicht nur das: er war auch ausgebrannt, er war am Ende. Es hatte keinen Zweck mehr, er konnte nicht mehr von vorn anfangen.

Er nahm das Schächtelchen mit den Tabletten und schüttete den ganzen Inhalt ins Glas. Langsam lösten sich die Tabletten auf und färbten das Wasser weißlich.

Dann fiel sein Blick plötzlich auf das Regal an der Wand, und er schaute auf die lange Reihe der Bücher, die sein Vater geschrieben hatte. Die Wissenschaft war seit langem in der Familie heimisch. Er sah das Gesicht des Vaters wieder vor sich, wie es in den letzten Jahren gewesen war, mit der klugen Stirn des Juristen und den kühlen Augen, die das Alter mild gemacht hatte.

Er ging hinüber, nahm einen der Bände heraus, und schlug ihn auf. Ein Zettel flatterte zu Boden. Er hob ihn auf. In der Handschrift seines Vaters standen drei Zeilen darauf und darunter ein Datum. Er las zuerst das Datum. Ein paar Sekunden lang sagte es ihm nichts, dann fiel ihm plötzlich die Bedeutung ein. Es war der Tag, wo sein Vater sein Amt niederlegte und den altberühmten Lehrstuhl verließ, den er so lange innegehabt hatte.

Doktor Frey trat näher zur Lampe und las die Sätze auf dem Zettel. Es war ein Goethezitat. Es kam ihm vor, als höre er seinen Vater zu sich sprechen, mit seiner eindringlichen, ein wenig altmodischen Betonung, mit der leisen, aber ganz klaren Stimme, die jede Silbe deutlich aussprach: „Allen Gewalten / Zum Trotz sich erhalten / Rufet die Arme der Götter herbei." Über die Jahre hinweg kam die Mahnung zu ihm, von der langen Reihe der Männer seines Geschlechts, die alle ihre Pflicht getan hatten, als Offiziere, als Beamte, als Wissenschaftler, — die ausgeharrt hatten auf dem Platz, auf den sie vom Schicksal gestellt waren.

Doktor Frey legte den Zettel in das Buch und stellte es an seinen Platz zurück. Dann ging er hinüber und goß das Glas aus. Er trat ans Fenster und öffnete es. Die Nacht war kalt und sternenklar, die frische Luft kühlte seinen heißen Kopf. Im Osten zeigte schon ein leises Grau den Morgen an. Der Mann fühlte, daß auch er wieder die Kraft hatte, neu zu beginnen.

Das Räuschlein im Schrank.

Heitere Erinnerungen von **Max Leitz.**

Am Rhein, im Badener Land, stand meine Wiege. Und da stand außerdem der mächtige steinerne Brunnentrog, auf dem ich, etwa vier Jahre alt, meine ersten Reisen in die weite Welt unternahm — in der Phantasie natürlich; denn dieser Trog war wie jeder andere.

Aber ein einsichtiger Nachbar meiner Eltern drückte mir eines Tages zwei schmale Latten in die kleinen Fäuste und ermunterte mich: „So, Büeble! Itz ruedersch nix wie los! Paß aber ja auf, daß'd dem Pfarrer sein Kirchturm nit umfährscht. Un guck!: da 'naus geht's auf Straßburg zu!"

Ich nahm diese Aufforderung sehr ernst und sah dem großen Mann dankbar nach. Dann aber holte ich mit den Rudern schwer aus, und meine Augen schauten, den Kopf ins Genick zurückgelegt, wolkenweit.

Bis nach Straßburg flog ich auf meinem stolzen Brunnentrog. Immer fein den Rhein abwärts. Vielen mächtigen Schiffen mußte ich ausweichen und begegnete sogar Nixen, von deren Vorkommen und überirdischem Wesen mir meine gute Großmutter allerhand erzählt hatte. Da hinter Straßburgs mächtigen Kirchtürmen für meine Begriffe die Welt aufhörte, drehte ich mein Gefährt kurz entschlossen um und landete wieder mitten in unserem Hof.

Als ich vom Rudern müde und nachdenklich im Brunnentrog saß, nahm ich mir vor, niemand etwas von meiner großartigen Fahrt zu erzählen. Wohl damals schon ahnte ich, wie prosaisch die Großen manchmal sein können. Doch wollte ich jetzt zu meiner Großmutter gehen, um mehr über Nixen zu hören; sie konnte so schön davon erzählen. Aber ich fand sie nicht in ihrem Zimmer. — Was nun?

Meine Großmutter war damals bald achtzig Jahre alt. Und da man in solchem Alter leicht an Schwäche krankt, hatte die Gute in einem Gefach ihres großmächtigen Familienschrankes stets Schokolade liegen, an deren Süßigkeit sie mich recht oft teilnehmen ließ. Außerdem war in der rechten, tiefen Bodenecke des Schrankes zwischen alten Schirmen, Kapotthutschachteln und sonstigen Reliquien eine Flasche Malaga vergraben, aus der meine Großmutter immer, wenn sie sich schwach fühlte, ein Gläschen trank.

Diese Flasche hatte nun schon längst meine brennende Neugier geweckt. — Nur die Schranktür ein bißl öffnen! dachte ich. Und dann mit der Hand so um die Ecke herum, wie das die Großmutter immer machte. Und dann — ja, dann würde ich schnell wissen, was in der bunten Flasche war.

Es kamen mir aber doch schwere Bedenken; ich überlegte, ob nicht gerade der liebe Gott durch das Fenster hereinsehen könne. — Ja, es war viel zu hell für mein dunkles Vorhaben. Deshalb kletterte ich über die Schwelle in das Halbdunkel des Schrankes, lehnte die Tür von innen an und grub mich unter Röcken und Mänteln in dem Wirrwarr von alten Schirmen und Schachteln neben der Flasche ein.

Ich erinnere mich noch, wie dann beim Naschen auf einmal alles um mich herum so schön, so herrlich wurde. Sogar die Rheinnixen kamen fröhlich bis in den Schrank geschwommen, und einer schenkte ich großzügig den ausgestopften, grellbunten Papagei, der im Schrank, in einer Pappschachtel eingekampfert, der Erinnerung meiner Großmutter treu diente. Und wie gut das Zeug in der Flasche schmeckte!

Dann schlief ich von dem Ungewohnten schnell ein. Als die Großmutter von einem Besuch wieder heimkam, wunderte sich meine Mutter, daß ich nicht dabei war. Schlimmes ahnend, suchte man mich sofort in Haus und Hof. Sogar in den mächtigen Brotbackofen, mit dem ich es gern zu tun hatte, guckte meine Mutter hinein. — Als es dunkelte, war das ganze Dorf mobil gemacht. Sogar das friedlich in der Nähe vorbeifließende Bächlein, durch das ein Huhn hätte waten können, wurde gewissenhaft abgesucht. Meine alte Großmutter beteiligte sich so lange am Suchen, bis sie vor Schwäche einfach nicht mehr mitmachen konnte. Und so humpelte sie schweren Herzens in ihr Zimmer, um sich an einem Schluck Malaga zu stärken. Bei diesem Vorhaben fiel es ihr auch nicht auf, daß die Schranktür nur angelehnt war; sie dachte eben nur an ein Unglück, das mir zugestoßen sein mußte. Und als sie nun auf der Suche nach der Flasche meinen Kopf griff, fuhr sie doch, wie von einer Tarantel gestochen, zurück.

„Ja", erzählte sie später, „ich wußte sofort, daß er es war. Ich traute mich aber zuerst nicht, die Kleider zurückzubiegen und in den Schrank zu sehen, weil ich fürchtete, daß ich mich doch irren könne."

Schließlich nahm sie sich aber zusammen und drang in mein Versteck ein. Da saß nun ihr Enkel fein säuberlich wie in einem Nest und schlief. In seinem rechten Arm ruhte die Malagaflasche, die Linke hielt den ausgestopften Papagei fest umschlungen.

Und meine Großmutter war, wie nun einmal Großmütter sind: sie decken alles mit ihrer Liebe zu. Sie nahm mich, vor Freude beinahe außer sich, auf den Arm und humpelte mit mir davon, laut ihren glücklichen Fund ankündigend, obwohl kein Mensch im Hause war. — Als sie dann mit mir über den Hof zog, erwachte ich aus meinem tiefen Schlaf und war recht ungehalten. Im Augenblick schien mir, als sei ich mitten in der Nacht aus dem ehrlichsten Schlaf gerissen worden, und so schrie und strampelte ich so heftig, daß meine Großmutter mich aus den Armen auf den Boden rutschen lassen mußte. Wohl brüllte ich dann noch weiter, aber viel gemäßigter, denn langsam kamen mir meine Sünden zum Bewußtsein, und ich ahnte schon das schmerzhafte Unglück, das mich bald treffen mußte.

Aber es geschah ein Wunder! — Anstatt zum Rohrstock zu greifen, nahm mich jeder, der von der Suche zurückkam, liebevoll auf den Arm und streichelte mich sogar. Und das war mir so unheimlich und unverständlich, daß ich mich nicht traute, mit meinem schlaftrunkenen Brüllen aufzuhören. Völlig unfaßbar schien es mir aber, als ich dann wie ein Kranker ins Bett gepackt wurde. Auf so viel gütliches Zureden hin fühlte ich mich tatsächlich immer kränker. Und als man mich endlich schlafen ließ, kam ich mir beinahe schwerkrank vor — auch vor lauter Angst und aus bösem Gewissen. — In einem Kleiderschrank erfuhr ich also mein erstes Räuschlein.

Und nun? — Ja, das mit dem Brunnentrog hat sich manchmal in meinem Leben ähnlich wiederholt. Ich bin gar oft auf viel, viel zu schweren Schiffen — geflogen. Und auch das Räuschlein kam hie und da wieder. Nur daß mich dann niemand mehr — auf den Arm nehmen und lieb haben wollte.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann**, T. z o. p., beide in Bromberg.